Frankreichs Buch vom „Poilu"

Von Karl Bröger

Der Frontsoldat des Weltkrieges hatte überall seine besondere Bezeichnung. Gleichgemacht durch die einheitliche Uniform, mußten diese Millionen Männer aus allen Berufen und Ständen ihrer Nationen auch ein Geheimwort ihres Opferdienstes haben. Sie hatten es auch in allen Heeren des Weltkrieges. In Frankreich hieß dieses Geheimwort „Poilu". Sowenig der Ausdruck „Landser" oder „Muschkote" jemals in eine andre Sprache genau zu übersetzen ist, sowenig ist das Wort „Poilu" im Deutschen treffend wiederzugeben. „Le Poilu" ist in unsrer Sprache nur anzudeuten durch „der Haarige", „der Bärtige", ein Lebewesen also, das in den Zustand des Höhlenbewohners zurückgekehrt ist. Dieses Wort besitzt aber in einem Lande, das nicht ohne Recht auf seine formale Kultur stolz sein darf, einen Akzent, den wir nur nachfühlen können. Wehmütiger Spott klingt darin ebenso stark wie pathetische Begeisterung.

Diese reichlich trockene Betrachtung war anzustellen, weil der „Poilu" Held eines Buches ist, das in Frankreich als die klassische Gestaltung des Krieges gilt. Dieses Buch ist betitelt: „Les croix de bois" und erschien bereits im Jahre 1919, als bei uns in Deutschland ein ausgesprochener und begreiflicher Widerwille gegen jede Art von Kriegsliteratur herrschte. Bis heute hat dieses Buch eine Auflage von fast einer halben Million erlebt, was wesentlich mehr besagt als die Million-Auflage von Remarques „Im Westen nichts Neues" bei uns. Der Autor des Buches war ein in der Literatur seines Landes völlig unbeschriebenes Blatt. Das hinderte aber nicht, diesem Roland Dorgelès den Prix de Goncourt zu geben, die höchste literarische Auszeichnung Frankreichs.

Außerhalb Frankreichs blieb der Kriegsroman von Dorgelès viele Jahre unbekannt. Erst jetzt, elf Jahre nach der französischen Originalausgabe, erschien die deutsche Uebersetzung.*) Fast schon in der letzten Welle einer schier unübersehbaren Flut von Kriegsbüchern taucht dieses Buch vom „Poilu" auf und fordert zu Vergleichen mit andern Kriegsbüchern heraus. Bis jetzt war bei uns in Deutschland von französischer Frontliteratur nur Henri Barbusses „Le feu" (Das Feuer) bekannter geworden. Barbusse schrieb „Le feu" noch im Kriege, eine Tat, die ihm stets Ehre machen wird. Noch mitten in den Ereignissen selbst steckend, suchte Barbusse zu ihnen Abstand und fand diesen Abstand in einer Gesinnung, die den Krieg verdammt. Von dieser Gesinnung ist bei Dorgelès äußerlich so gut wie nichts zu merken, eine Tatsache, die allerlei zu denken aufgibt. Es scheint, daß sich in einer „siegreichen" Nation die Friedensidee doch erheblich schwerer durchringt als in einer Nation, die einen Krieg verloren hat. Dorgelès schildert seine Fronteindrücke, schildert sie mit einer erstaunlichen Kraft und Frische und läßt den Krieg erscheinen, wie der Krieg ist: voll von Gefahren und Mühen, ein schon mehr als dreckiges Vergnügen für jeden, der vorne war, und doch auch wieder ein Werk von Männern, wie die Welt wenig bessere vorher gesehen hat! Seine „Poilus" sind rauhe, schnauzige Gesellen, denen auch der Teufel nicht mehr imponieren kann. Sie hocken in ihren Gräben, versaut und verlaust, gehen in den deutschen und den eignen Granatensturm, wenn es befohlen wird, und fallen in verbissener Wut, sobald einem die Stunde schlägt. Dann kommt unverhofft eine kurze Ruhezeit, und aus den Rauhbeinen schälen sich muntere, liebenswürdige Kinder, die jede geschenkte Stunde genießerisch auskosten. Das alles ist menschlich so echt und einfach, so fern von jeder aufgereckten Positur, daß es tief ergreifen muß. Und dann kommt eine Szene, von Dorgelès hinreißend beschrieben: Die blut- und schlammbeschmierten Sturmkolonnen der Division sind eben aus dem Angriff gelöst und ins Hinterland gebracht worden. Jeder ist krumm und lahm und kennt nur einen Gedanken: hinlegen und schlafen! Aber im Quartier steht mitten auf dem Marktplatz der Divisionskommandeur und nimmt die Parade über die zerschossenen Sturmbataillone ab. Sie murren wohl erst, dann aber überwältigt sie der Rausch ihres „Sieges". Dröhnend marschieren sie an dem salutierenden General vorbei, „wie in einen großen Feiertag hineingerissen". Am Schluß dieser Szene steht der Satz: „Sagt, was ihr wollt, es wird immer Kriege geben, immer, immer . . ."

Deutlicher ist die Absage an einen landläufigen Pazifismus kaum zu formulieren. Ich möchte die Schriftgelehrten vom „Anderen Deutschland" einmal hören, wenn sie einen solchen Satz in einem deutschen Kriegsbuch finden. Die Ohren gellen mir bereits in der Vorstellung dieses kreischenden Diskantes einer Entrüstung, von der wir Proben zur Genüge erleben durften. Nun ist in diesem Zusammenhang ein merkwürdiger Umstand zu berühren, Kurt Tucholsky, der literarische Verwandlungskünstler mit den fünf Namen (Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser) ist von „Les croix de bois" restlos begeistert. Er hat klipp und klar ausgesprochen, daß der Kriegsroman von Dorgelès das dichterisch wertvollste und gestaltungskräftigste Buch der Front ist. Ich bin durchaus geneigt, diese Bewertung Tucholskys für mich zu übernehmen, denn an kritischer Einsicht und an Gefühl für wirkliche Werte übertrifft Tucholsky wohl das meiste, was sich bei uns über Literatur ausläßt. Wo aber läßt Tucholsky seinen Hymnus auf „Les croix de bois" steigen? Nicht im „Anderen Deutschland", wo sein gefährlich guter Stil sofort aus dem tantenhaften Rahmen fallen müßte, aber in der „Weltbühne", dem Blatte der revolutionären Pazifisten Deutschlands! Mit der „Weltbühne" verglichen ist aber das „Andere Deutschland" eine harmlose Gartenlaube, geschrieben für pazifistische Haustöchter und ähnliche Kaffeekränzchen. Wie kommt es aber daß ein Pazifist, dessen radikale Gesinnung keinen Zweifel erlaubt, diese Gesinnung in Dorgelès' Kriegsroman nicht nur entbehrlich zu finden scheint, sondern gar nichts an einem Satz auszusetzen findet, der doch wahrhaftig nicht mißzuverstehen ist? Sollte es doch verschiedene Auffassungen von Pazifismus geben, und hätte demnach das „Andere Deutschland" doch nicht das stets und ständig angemaßte Patent in Hagen deponiert?

„Die hölzernen Kreuze" — der deutsche Titel des Buches! — von Roland Dorgelès predigen nicht den ewigen Frieden. Sie predigen aber auch nicht den Krieg, trotz des gravierenden Ausspruchs, der angeführt werden mußte. Das Buch wirkt durch die Mittel eines Dichters, die niemals gleichzusetzen sind den Mitteln eines Traktätchenschreibers. Diese Traktätchenschreiber — ob nun des Weltfriedens oder des neuen Krieges! — destillieren aus dem Leben eine wasserhelle und wasserdünne Idee. Das Leben kümmert sich um diese Ideen keinen Deut. Wer tiefer zu sehen vermag und sich nicht nur Buchstaben einverleibt, wird in Frankreichs bedeutsamstem Kriegsroman den Willen am Werke finden, der die Soldaten des Weltkriegs eint: den Willen, sich über die Grenzen ihrer Länder hinaus zu finden und zu verständigen! Dorgelès' Soldaten sprechen gern und viel über die „Boches". Ich habe dieses Wort beim Lesen keinen Augenblick als Schimpf empfunden, so klar ich auch manchmal den Zorn herausspürte, den der Ausdruck enthält. Es ist eben ein Unterschied, ob ein Mann von der Front einen solchen Ausdruck gebraucht, oder ob er aus dem Munde eines wichtigtuerischen Hinterländers kommt. Wenn sich einmal auf den Schlachtfeldern — wie zuerst das Reichsbanner und seine französischen Kameraden vorgeschlagen haben — „Boches" und „Schangls" die Hand reichen, dann soll das in einem Geiste geschehen, für den auch „Die hölzernen Kreuze" von Roland Dorgelès zeugen.

*) Die hölzernen Kreuze. Von Roland Dorgelès. Uebersetzt von Toni Kellen und Erhard Witteck. Im Montana-Verlag AG., Horw-Luzern. 357 S. In Leinen geb. 7 Mk.

Die Toten von Rabosée-Barchon

Gemäß einem Versprechen gegenüber dem Geschäftsführer des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge galt unser diesmaliger Besuch den Friedhöfen in der Nähe von Lüttich, um sich über den Zustand der Ruhestätten der vielen Toten aus Aachen und Umgebung zu informieren.

In aller Frühe wurde die Maschine aus dem Schuppen geholt und genau überprüft. Eine Fußbewegung, und schon ging's in den frühen Morgenstunden geradeaus durch die Straßen der Stadt, die sehr belebt sind von heimkehrenden Besuchern karnevalistischer Veranstaltungen, gegen die Höhenrücken des Aachener Waldes. Wir passieren Hochgrundhaus, als sich schon der junge Tag vollständig durchgesetzt hat, wir sind in einigen Minuten an der deutschen und dann an der belgischen Zollschranke, woselbst wir von dem belgischen Beamten, den wir in seinem Nickerchen gestört haben, freundlich abgefertigt werden. Eine kurze Orientierung, und hinauf geht es auf den Straßen, auf dem sich im August 1914 die Heeressäulen der Armee des Generals von Emmich gegen Lüttich bewegten. Zwischen Calamine und Henri-Chapelle, zur Linken an der Straße, gewahren wir noch eine Aufschrift aus den Vormarschtagen von einer dort stationierten Landsturmabteilung für die vorbeiziehenden Truppen.

Mittlerweile wird die Steigung immer schärfer, und unsre Maschine muß wacker arbeiten. Doch bezwingt sie auch diese Steigung, und auf der Höhe hinter letztgenanntem Ort und Herve genießen wir einen wunderbaren Blick über die Ausläufer der Ardennen und ihre Täler. In der Ortschaft selbst erblicken wir einen wuchtigen Sandsteinblock, der an die Kämpfe mit der Bevölkerung erinnert, unter anderm zeigt dieser Stein eine Anzahl Emailleporträts von gefallenen Zivilisten.

Nach zirka einstündiger Fahrt geht es von Fleron dauernd bergab hinein in die alte Maasfeste Lüttich, wo wir verabredungsgemäß zwei andre Kameraden, die schon Samstags vorgefahren waren, trafen, und die uns jubelnd begrüßten. In gastfreundschaftlicher Weise wird uns von der Familie, wo wir einkehrten, eine Tasse ausgezeichneter belgischer Kaffee serviert. In liebenswürdiger Weise werden wir von dem belgischen Polizeibeamten Melot, der unsre Motorradkarawane begleitete, nach dem Friedhof Bressoux geführt. Auf dem dortigen Zivilfriedhof befindet sich ein großer durch zwei Meter hohe Tannen eingefriedigter deutscher Soldatenfriedhof, der zirka tausend tote Kameraden birgt von allen Truppenteilen, die 1914 bei der Erstürmung von Lüttich fielen. Auf dem Wege zum Eingangstor zur Ruhestätte der deutschen Soldaten wurden wir von dem diensthabenden Friedhofspolizisten, der meinen Begleiter, der mit einer Photokamera ausgerüstet war, erblickte, in einem etwas schroffen Ton auf-

Mit Gras überwucherte deutsche Kriegergräber.

Gut gepflegte Kriegergräber mit Blaustein-Kreuzen.

merksam gemacht auf ein Verbot des Photographierens im Friedhof. Der Friedhof selbst ist teilweise mit Steinkreuzen und teils mit dem bekannten schwarzen Einheitskreuz versehen. Das Ganze wird von einem zirka 8 Meter hohen Gedenkstein in Blaustein abgeschlossen. Ohne Aufnahme mußten wir diese Stätte verlassen, um nunmehr dem Friedhof der Toten des ersten rheinischen Infanterieregiments von Lützow, Nr. 25, einen Besuch abzustatten.

Wir wenden. Zurück geht es bis Bellaire durch verschiedene kleine Ortschaften mit vorwiegend Bergmannsbevölkerung, die uns in liebenswürdiger Weise auf unser Befragen die Orientierung erleichtert. Nach einigen Minuten Fahrt sind wir in der Ortschaft Rabosée, in deren Ausgang nach Barchon der Friedhof auf einer Wiese rechts der Straße liegt. Eingefriedigt wird er teilweise durch einen einfachen Drahtzaun. Der Eintritt erfolgt durch ein schmiedeeisernes Tor, links und rechts gehalten von Betonsäulen. Zunächst kommt man zu einem Teil, der entweder neu hergerichtet wurde, oder in ganz jüngster Zeit nach hier verlegt worden ist. Man gewahrt frische Grabhügel, abgeschlossen mit schönen Blaustein-Gedenksteinen. Die Toten stammen aus den ehemaligen Infanterieregimentern Nr. 27, 165, Jägerbataillon Nr. 4 und teilweise Infanterieregiment 53, die in den Kämpfen am 6. August bei Rabosée-Barchon fielen. Ein schönes Gedenkzeichen sagt, daß es von der 14. gemischten Brigade zur Ehrung seiner Gefallenen gewidmet wurde. Der hintere Teil des Friedhofes macht demgegenüber einen trostlosen Eindruck, da der größte Teil der Gräber von Gras überwuchert und ein Teil der Grabhügel vollständig in sich zusammengesunken ist. Immerhin sind alle Gräber versehen mit dem bekannten Einheitskreuz. Hier ruhen die Söhne Aachener Mütter. Noch keine 100 Kilometer von ihrer Vaterstadt entfernt und doch vollständig verlassen! Sehr, sehr selten kommen Besucher, so erzählte uns ein in der Nähe wohnender Bauersmann. Wir stehen an einem Reihengrab von zehn unbekannten deutschen Unteroffizieren vom Infanterie-Rgt. Nr. 25 und vor den Einzelgräbern einiger deutscher Offiziere; desgleichen finden wir dort die Gräber einer Reihe unbekannter Toten von den Regimentern 25 und 53. Der Gedenkstein, der von der Stadt Aachen und dem Landsturmbataillon Ansbach den Toten der vorgenannten Regimenter im Oktober 1914 gewidmet wurde, hat durch die Witterung sehr gelitten, teilweise ist die Inschrift fast unleserlich. Hier wäre es Pflicht der Aachener Bürgerschaft und der Angehörigen dieser Truppe, den ersten Toten ihres Regiments eine dem deutschen Volksempfinden entsprechende Ruhestätte zu schaffen.

C. Münster,
Kreisführer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold.

Der alte Romain Cléry

Von Vinon Pfannwagl (München)

Beim Durchstöbern meiner Feldkorrespondenz und Kriegsandenken — die ich aus einem unbestimmten Gefühl heraus fein säuberlich aufbewahre, um in müßigen Stunden Erinnerungen aufzufrischen — fällt mir ein Blatt in die Hand. Das mit Blei flüchtig aber lebenswahr gezeichnete Porträt eines alten Franzosen trägt die etwas zittrige, aber energisch-kühne Unterschrift dessen, den es darstellt: Romain Cléry. Leibhaftig steht er plötzlich vor meinem innern Auge, der alte Romain. Wohl keiner von denen, die damals in dem Häuschen des Alten in Quartier lagen, hat ihn vergessen. Wir bezogen am 20. November 1914 Quartier in Oppy, einem armseligen Dorf, ungefähr 12 Kilometer vor Arras, an der Straße Arleux—Gavrille. Bis dahin hatten wir immer nur vorübergehend je einige Tage in Vinny, Farbus, Thebus, Willerwall gelegen. In Oppy sollten wir nun den Winter über bleiben, da man inzwischen begriffen hatte, daß der Stellungskrieg wohl lange dauern würde. Zwei Tage in Stellung, zwei Tage Bereitschaft in Thebus und zwei Tage Ruhe im Quartier Oppy, aber nur bei Tage, denn in der Nacht hieß es meist: Zum Schanzen in die Stellung! Monatelang blieb es bei dieser „Ordnung".

Zwei Gruppen des zweiten Zuges kamen nun in die armselige „Maison" des alten Romain. Ein kleines, gebückt gehendes, 76jähriges Männchen, mit typischer französischer Hakennase, buschigen Brauen, kurzgeschnittenem, borstigem Schnurrbart, die unvermeidliche Pfeife zwischen den Zähnen — so empfing uns der Alte an der Schwelle. Da ich in der Vorkriegszeit sieben Jahre in Frankreich verbracht hatte und die Sprache deshalb natürlich vollkommen beherrschte, übernahm ich es, mit dem Alten zu unterhandeln. Unter großem Wortschwall, und wie alle Franzosen heftig gestikulierend, wollte er uns die Unmöglichkeit beweisen, gleich achtzehn Mann in seinem Häuschen beherbergen zu können. Meinem Zureden und der Versicherung, daß wir zu ihm nicht als Feinde kämen und er mit uns gewiß zufrieden sein werde, gelang es, ihn vorderhand zu besänftigen. Zwei dürftige Stübchen mit je einer kleinen, dunkeln Kammer daneben — das war alles. Da notgedrungen je eine Gruppe mit ihrem Unteroffizier eines der Zimmer belegte, wurden die Sachen des Alten in die größere der beiden Kammern gebracht. So leid mir, dem Menschen, auch der Alte tat, als Soldat konnte ich nicht anders handeln. „C'est la guerre" hieß

es eben auch da. Ich nahm mir aber vor, dem Alten sein trauriges Los in jeder möglichen Weise zu erleichtern. Als der Alte schon nach Verlauf einiger Tage sah, daß es sich mit uns ganz gut leben ließ, war er wie umgewandelt und schloß sich uns in geradezu kindlicher Weise an. Vor allem erzählte er nun von seinen persönlichen Verhältnissen, davon, daß er mit seiner Tochter, dem Schwiegersohn und einem Enkelchen friedlich gelebt habe. Der Schwiegersohn, ein in Douai stationierter Eisenbahner sei gleich zu Beginn des Krieges zum Heer eingezogen worden; seine Tochter mit dem Kinde habe sich, als der Feind im Anmarsch war, nach Amiens zu den Eltern des Mannes geflüchtet. Er wäre um keinen Preis von seinem kleinen Anwesen fortzubringen gewesen. Eine alte, spindeldürre Kuh, die aber zurzeit, da sie trächtig war, keine Milch gab, ein paar Hühner und ein paar Kaninchen teilten mit ihm das traurige Los.

Beim Vormarsch seien damals mehrere Bewohner von Oppy erschossen worden. Er selbst habe sich in seinen Keller verkrochen gehabt. Jetzt lebten im Dorfe noch ungefähr fünfzig Personen, darunter auch der Maire. Natürlich hatten die üblichen Schauermärchen über deutsche Greueltaten auch die Ohren der armen Bewohner von Oppy erreicht. Es läßt sich denken, mit welcher Angst und welchem Entsetzen sie dem Einzug der Deutschen entgegensahen. Oppy hatte unter der französischen Beschießung sehr zu leiden gehabt. Die Hälfte fast war ein Trümmerhaufen. Auch die Kirche hatte einen Volltreffer erhalten; gerade über dem Hauptaltar hatte eine schwere Granate Dach und Gewölbe durchschlagen. Mit freudigem Erstaunen sahen nun die armen Teufel, daß die deutschen Soldaten gerade das Gegenteil von dem Popanz waren, den man aus ihnen in den ängstlichen Erzählungen gemacht hatte. So entwickelte sich denn bald ein fast freundschaftlicher Verkehr. Die Frauen wuschen unsre Wäsche und bekamen dafür Bezahlung und alle möglichen Lebensmittel, war doch damals die Verpflegung bei uns noch ziemlich reichlich. Die erste Weihnacht brachte uns ziemlich viel Liebesgaben aus der Heimat. Trotzdem ein großer Teil davon uns Grabensoldaten nicht erreichte, sondern anderswohin wanderte, hatten wir doch besonders an Lebensmitteln, Kuchen, Schokolade und ähnlichem einen Ueberfluß.

Wir mußten gerade am Heiligen Abend in Stellung abmarschieren. Deshalb bestellten wir die Frauen, besonders die mit Kindern, einige Stunden vorher in unser Quartier. Der alte Romain hatte es übernommen, seine Landsleute zusammenzutrommeln. Nie vergesse ich die Freude, welche die von uns veranstaltete Bescherung bei den armen Teufeln auslöste. Weinend wollten sie uns die Hände küssen, und selbst alten Soldaten drängten sich die Tränen ins Auge. Ich wehrte jeden Dank ab und sagte ihnen nur: „Wenn eure Angehörigen nach dem Kriege zurückkehren, so erzählt ihnen, wie sich die deutschen „Barbaren" benommen haben. Vielleicht trägt es dazu bei, diese elende Völkerverhetzung einmal auszurotten." Der alte Romain wurde ebenfalls und hauptsächlich mit Tabak und Zigarren beschenkt; vor Freude darüber konnte er kaum sprechen.

Während wir in Stellung waren, hielt er stets getreulich Wacht, daß uns nichts gestohlen wurde. Kamen wir dann zurück, hatte er — so gut es möglich war — alles in Ordnung gebracht, die Oefen angeheizt und Kartoffeln gekocht, die dann gemeinsam abgeschält und verzehrt wurden. Um den Alten auch während unsrer Abwesenheit zu versorgen, erwirkte ich bei unserm Feldwebel die Erlaubnis, daß er jeden Tag von der Feldküche, die stets daheim in Oppy blieb und für die Daheimgebliebenen kochte, sein Essen und seinen Kaffee holen durfte. Dafür hatte er mich besonders ins Herz geschlossen. Sooft wir in Stellung abmarschierten, begleitete er uns bis auf die Straße und wünschte uns allen gesunde Wiederkehr. Wenn wir zurückkamen, erwartete er uns jedesmal vor dem Tore, mochte es auch noch so spät in der Nachtzeit sein. Seine erste Frage war stets: „Tous sont revenus?" (Sind alle wiedergekommen?) War dies der Fall, so freute er sich herzlich. Als wir im Februar 1915 einmal innerhalb zweier Tage vierzig Mann der Kompanie verloren, und von den achtzehn Mann, die wir bei ihm waren, allein acht Mann nicht wiederkehrten, weinte er wie ein Kind und war tagealng ganz traurig. Saßen wir zu Hause, dann war des Erzählens kein Ende. Um alles Erdenkliche mußte ich auf Geheiß der Kameraden den Alten ausfragen; er ließ sich dafür von Deutschland erzählen. Diese Leute in Nordfrankreich, die ja nie aus ihrem Dorfe hinauskamen, hatten ganz unglaubliche Ansichten über Deutschland. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ich denn auch das eingangs erwähnte Bild von ihm gezeichnet. Ich mußte ihm eine Kopie davon herstellen und mit meinem Namen versehen als „Souvenir de caporal Simon", wie er sagte.

Einen großen Schmerz mußte der alte Romain noch erleben, als im Frühjahr der Befehl kam, die Gärten zu bebauen und mit Gemüse zu bepflanzen. In dem kleinen Gärtchen vor dem Hause fanden unsre Leute bei dieser Gelegenheit verschiedene vergrabene Gegenstände, eine Kanne Petroleum, ein Quantum Würfelzucker und in einer Blechbüchse, in einem Beutel verpackt, 500 Frank in lauter 20-Frank-Stücken. Petroleum und Zucker erhielt er natürlich zurück, das Geld aber wurde vom Bataillon beschlagnahmt. Er erhielt einen Bon dafür. Der Alte versicherte, nichts von dem Versteck gewußt zu haben, sein Schwiegersohn hätte wohl die Sachen vergraben. Das war auch sicher der Fall, denn da sie kaum einen Spatenstich tief lagen, hätte der Alte sie längst in Sicherheit bringen können. Welchen Weg die Goldstücke wohl genommen haben? Sicher ist jedenfalls, daß das arme deutsche Volk sie jetzt zurückbezahlt. Auf das inständige Bitten des Alten ging ich mit ihm zu unserm Major Ade, aber selbst die flehentlichsten Bitten des Alten erreichten nichts. „C'est la guerre" hieß es auch da.

Die Zeit verging. Es kam die Maioffensive. Oppy wurde von den Franzosen beschossen. Wir blieben acht Tage lang ununterbrochen in Stellung und wurden dann teils nach Biaches, teils nach Gavrille verlegt. Kaum daß wir Zeit hatten, unsre im Quartier verbliebenen Sachen mitzunehmen. Groß war der Jammer des alten Romain. Ich tröstete ihn mit der Versicherung, daß wir ja wiederkämen. Aber leider sahen wir den Alten nicht mehr wieder. Ich wurde kurz nach unserm Abschied von ihm verwundet und wurde nach Deutschland geschafft. Als ich im Mai 1916 wieder ins Feld kam, befand sich mein Regiment in Monchy, ungefähr drei Stunden seitlich Oppy. Sobald meine Zeit es erlaubte, ging ich nach Oppy. Preußische Truppen lagen dort. Das Dorf hatte schwer gelitten. Die französische Bevölkerung bestand nur noch aus zwölf Köpfen; die andern waren zumeist dem Artilleriefeuer der eignen Landsleute zum Opfer gefallen. Ich suchte das Haus von Romain: es war ein Schutthaufen. Ich ging zum Maire, der mich sofort wiedererkannte, und fragte nach dem Schicksal des alten Romain. „Hélas! Er liegt unter den Trümmern seines Hauses", sagte der Maire. Der Alte hätte nach Dounai zurückgehen können, Bekannte des Schwiegersohns wollten ihn zu sich nehmen. Er weigerte sich aber, wollte sein Besitztum nicht verlassen und verkroch sich bei der Beschießung im Keller. Dort fand er einen jämmerlichen Tod. — Ich nahm traurig Abschied von den vollständig verzagten Bewohnern Oppys. Mehrere von ihnen begleiteten mich weinend bis ans Ende des Dorfes. Weiter durften sie ja ohne schriftlichen Ausweis nicht gehen. Seitdem sah ich den Ort nie wieder. Aber an keines der vielen Quartiere, die ich vor- und nachher noch bezog, knüpfen sich solche Erinnerungen, als an Oppy und seinen alten Romain. Verschiedene der Kameraden von damals leben noch, in alle Winde zerstreut, und werden sich vielleicht freuen, daß mit diesen Zeilen ein Stück Kriegserleben der Vergangenheit entrissen wurde. —

„Der Kampf um die Erde"

Bemerkungen zu einem Sowjetfilm / Von Paul Olberg

(Schluß.) II.

Die Schilderungen des Films sind eine grob tendenziöse und bewußt verkehrte Darstellung der russischen Zustände. Vor allem beleuchtet der Film den Zeitabschnitt vor der Revolution ganz einseitig. Es ist zu gut bekannt, daß die russische Volkswirtschaft, speziell die Landwirtschaft, in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten vor dem Kriege einen nicht unerheblichen Fortschritt verzeichnen konnte. Allerdings trotz der unvernünftigen Politik des Zarismus! Darüber liegen zahlreiche authentische Zeugnisse vor. Um nur ein Beispiel aus dem Film herauszugreifen: Ein Bild demonstriert, wie unter dem Bolschewismus Meiereigenossenschaften entstehen und sich gut entwickeln. Aber es bestanden solche Genossenschaftsorganisationen bereits in den neunziger Jahren. Sie wurden von fortschrittlichen und demokratischen Intellektuellen gegründet, die mit den westeuropäischen Genossenschaftsideen gut vertraut waren und die gegenwärtig von der Bolschewistenherrschaft brutal verfolgt werden. Auch kann man auf die ziemlich fruchtbare Tätigkeit der Semstwo, das heißt der ländlichen Kommunen, die die Bauern mit landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten versorgten sowie agronomische (wissenschaftliche) Hilfe leisteten, hinweisen. In derselben Richtung wirkten die zahlreichen landwirtschaftlichen Genossenschaften im alten Rußland. Es ist eine historische Unwahrheit, diese Tatsachen zu leugnen.

Der Zentralgedanke des Films ist, wie wir bereits angedeutet haben, die Propaganda der Kollektivwirtschaften, deren positive Bedeutung in den Himmel gehoben wird. Bei der Gründung dieser Wirtschaften handelte die Staatsgewalt angeblich nur aus reiner Ueberzeugung und väterlicher Liebe. Geradezu ein Idyll wird dem Zuschauer vermittelt. Was berichten über diesen Prozeß die sowjetamtliche Presse und die offiziellen Machthaber des Sowjetstaates? Noch am 2. Februar d. J. faßte der Diktator Stalin in der „Prawda" Sinn und Bedeutung der russischen Agrarpolitik folgendermaßen zusammen: „Die gegenwärtige Politik der Partei auf dem Dorfe ist also nicht die Fortsetzung der alten Politik, sondern die Wendung von der alten Politik der Beschränkung (und Verdrängung) der kapitalistischen Elemente des Dorfes zu der neuen Politik der Liquidierung des Kulakentums als Klasse." Offiziell forderte das Programm der Regierung die Auflösung der Wirtschaften der „Großbauern". Gefordert wurde die Vernichtung aller Kulaken als Klasse. In Wirklichkeit wird seit zwei Jahren ein Vernichtungskampf gegen jede Bauernwirtschaft geführt, die nur einigermaßen ihre Existenz behauptet. Außerdem geißelt die bolschewistische Politik jeden Bauer als „Kulak", der mehr als zwei Pferde und drei Kühe besitzt und mehr als 14 bis 16 Hektar Land mit seiner Familie bzw. mit auch nur einem einzigen Saisonarbeiter bestellt. Das jährliche Durchschnittseinkommen eines solchen „Kapitalisten" beträgt etwa 1000 Rubel (1 Rubel = 2.16 Mark). Nach dem westeuropäischen Maßstab gemessen, sind sie zu der armen Volksschicht zu zählen. Um den Bauer zu zwingen, in die Kollektivwirtschaft (Kolchos) einzutreten, entzog man ihm Kredit, man lieferte ihm keine Betriebsmittel, wie Maschinen, Saatgut usw.; ihm wurden von den Konsumvereinen keine Bedarfsmittel verabfolgt; tausend andre Schikanen der Verwaltungsorgane machten dem Bauern das Leben unerträglich. Das Verfahren der Liquidation der Bauernwirtschaften erinnerte oft an die dramatischen Räumungsaktionen aus der unseligen Kriegszeit, mit dem Unterschied, daß in Rußland nicht ein fremder Feind, sondern die eignen Staatsorgane das Volk heimsuchten. So schildert z. B. die offizielle „Iswestije" (28. 1. 30) die Liquidation einer Bauernwirtschaft im Gouvernement Jekaterinoslaw: ganz überraschend, im Laufe einiger Stunden, wurde das gesamte Inventar mitsamt dem Grundstück konfisziert und als Eigentum des Fonds der Kolchosen erklärt. Die „Prawda" (Nr. 60, 1930) brachte kürzlich Andeutungen folgender erschütternder Fälle, in denen Bauernwirtschaften liquidiert wurden: Im Bezirk Nikolajew wurde die Enteignung der Bauern nachts durchgeführt. Im Bezirk Nowo-Odessa wurden in einer Woche 400 Bauernhöfe zugunsten der Kolchosen enteignet. In beiden Fällen handelt es sich um Mittelbauern. Im Bezirk Nowo-Annensk wurden die Mittelbauern nach einer Liste enteignet, die von der Verwaltungsbehörde aufgestellt worden war. Insgesamt wurden 988 Bauernhöfe, das sind 10 Prozent der Gesamtzahl der Betriebe, erfaßt. Ueber die Enteignung im Dorfe Bolschaja Gribanowka, wo der Kollektivbetrieb erst im Werden ist, berichtet die „Prawda" (Nr. 58, 1930), daß „18 beschlagnahmte Kulakenhäuser ihrem Schicksal überlassen worden sind, die Kühe und das andre Vieh bei 20 Grad Kälte ohne Aufsicht im Dorfe umherwandern." Wie aus sowjetamtlichen Organen zu ersehen ist, wurde in den letzten Monaten bei der Liquidation der Bauernwirtschaften gegen die Bauern der nackte Terror angewandt. Der gut unterrichtete Moskauer Korrespondent der russischen sozialdemokratischen Zeitschrit „Sozialistitscheski Westnik", Berlin (25. Februar 1930), wußte seinem Organ von einem vertraulichen Rundschreiben mitzuteilen, laut welchem „Kulaken" von den lokalen Behörden ohne jegliche Rückfrage bei den Zentralstellen erschossen werden konnten. Demselben Organ (15. März 1930) wird aus Moskau berichtet, daß Hunderte von Agronomen und Landmessern erschossen wurden, weil sie ihren Zweifel an der Zweckmäßigkeit des schnellen Tempos der Kollektivierung zum Ausdruck brachten. Unter solchen Umständen muß man schon die Unverantwortlichkeit und Schamlosigkeit der bolschewistischen Propagandisten besitzen, um einen Sowjetkommissar, der in seiner Eigenschaft als Vertreter der Exekutive (zusammen mit lumpenproletarischen Elementen. Die Red.) bei allen diesen Brutalitäten der treibende Geist ist, in einem Film als treuen Freund der Bauern fungieren zu lassen.

Infolge der geschilderten Gewaltmethoden nahmen die Kolchosen in ungeheurem Tempo zu. Aber die neuerschaffenen Lieblingskinder erwiesen sich als eine unerträgliche Belastung für den Staat. Es fehlt in den neuen Wirtschaften an Inventar. Anstatt der erforderlichen 120 000 Traktoren können sie gegen Ende des Jahres nur 30 000 erhalten, und auch hinter diese „amtlichen" Ziffern sind doppelte Fragezeichen zu setzen. Noch schlimmer liegen die Dinge mit andern landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten sowie mit lebendem Inventar und mit Düngemitteln. Schlecht organisiert, ohne geschulte Leitung, ohne ausreichendes Inventar und unter der Vormundschaft der Staatsgewalt, tragen die Kolchosen die Anfänge gründlicher Zersetzung im Keime. Kein Geringerer als der bekannte deutsche Agrarpolitiker Püschel, der seit Jahrzehnten Landwirtschaftsbetriebe leitet und zurzeit als Sachverständiger bei der Organisation der Kolchosen in Sowjetrußland tätig ist, hat auf der ersten russischen Kolchosen-Konferenz, die im Juli 1929 stattfand, über diese Wirtschaften ein vernichtendes Urteil abgegeben. Er sagte wörtlich: „Die meisten der bestehenden Kollektivwirtschaften sind Todeskandidaten." Die verschwindend geringe Produktivität der Kolchosen kann bei weitem nicht die Produktion der ruinierten Bauernwirtschaften ersetzen. Es ist noch zu berücksichtigen, daß von einer Arbeitsfreude bei den Mitgliedern der Kolchosen keine Rede sein kann. Setzen sie sich doch hauptsächlich aus Bauern zusammen, die erst gestern mit Gewaltmitteln enteignet worden sind.

Durch die Vernichtung der Bauernwirtschaften und die Schaffung von Kolchosen glaubte der Kreml, die Unabhängigkeit von der Bauernwirtschaft zu gewinnen und absoluter Herr des Ertrages der Landwirtschaft bzw. der Kolchosen zu werden. Zugleich erstrebte die regierende Partei angeblich eine erhebliche Steigerung der Produktion für die Ausfuhr zu erzielen. Mit Sozialismus haben Stalins Kolchosen nichts gemein. Vielmehr sind sie staatliche Unternehmungen, und die Bauern sind dort gewöhnliche Lohnarbeiter. Die utopischen Aufgaben, die mit den Kolchosen verknüpft waren, mußten fehlschlagen. Der Agrarkurs Stalins führte zur Erschütterung der Grundlage der Landwirtschaft, zur weiteren Verarmung der Volksmassen, zur Verschärfung der Lebensmittelnot in den Städten, zu dauernden Zusammenstößen der Bauern mit den Agenten der Staatsgewalt und zu Bauernaufständen in einzelnen Gebieten der Sowjetunion. Unter dem Druck dieser Ereignisse und im Hinblick auf die unvermeidliche Wirtschaftskatastrophe im Lande in der allernächsten Zeit, verkündete Stalin am 2. März einen Rückzug. Am 14. März wurde durch eine Kundgebung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion die Zwangskollektivierung offiziell eingestellt. Der Diktator stellt in seiner Kundgebung fest, daß der „Fortschritt" der Kollektivierung in der Partei zur „Selbstüberhebung" führte und die psychische Einstellung schuf, die man mit den Worten: „Wir können alles, uns kann niemand etwas" zusammenfassen kann. Stalin hat die Stirn, an dem Grundsatz Kritik zu üben, der ausschlaggebend für seine eigne Politik ist. In schroffem Widerspruch zu seiner Bauernpolitik in den letzten zwei Jahren wendet er sich jetzt gegen die gewaltsame Gründung von Kollektivwirtschaften, denn das sei „dumm und reaktionär!" Wurden aber nicht hauptsächlich auf Befehl Stalins die Gewaltmethoden planmäßig in weitgehendstem Ausmaße angewandt? Stalins Experiment, das entsetzliche Opfer gefordert hat, muß als ein welthistorisches Verbrechen gegeißelt werden. Jetzt wird von ihm die Schuld an dem Zusammenbruch den untergeordneten Parteifunktionären zugeschoben. Großes Unheil ist angerichtet worden, dessen Folgen sich noch gar nicht übersehen lassen.

Stalin gibt aber seine aggressive „Agrarpolitik" grundsätzlich nicht preis. Er will zunächst eine sogenannte Atempause gewinnen. Mittlerweile sollen Artels, das heißt Produktivgenossenschaften, gebildet werden mit dem Zwecke, die Bauern zugunsten der Diktaturherrschaft auszubeuten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch diesem Plan ein Mißerfolg beschieden ist. —

Warum die deutsche Wirtschaftsnot

Eine kurze Ueberlegung.

Ein Volkswirtschaftler schreibt uns:

Nach einem Bericht des Instituts für Konjunkturforschung ist infolge der starken Arbeitslosigkeit mit einer weiteren wesentlichen Beeinträchtigung der Kaufkraft des deutschen Volkes zu rechnen, d. h. die Lage des Handels und der Industrie wird sich weiterhin verschlimmern; Zusammenbrüche, Zahlungseinstellungen, Arbeiterentlassungen und Stillegungen werden ihren Fortgang nehmen; das wird zu einem weitern Rückgang der Kaufkraft führen usw.

Der Rückgang der Kaufkraft ruft also Arbeitslosigkeit hervor, die Arbeitslosigkeit weitern Rückgang der Kaufkraft, und so entsteht eine furchtbare Wechselwirkung von Erscheinungen, zwischen denen die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk zerrieben werden können.

Warum nun aber der Rückgang der deutschen Kaufkraft? Die Antwort ist so furchtbar einfach, und man fragt sich vergebens, warum das deutsche Volk sie nicht täglich aufwirft und beantwortet:

Weil das deutsche Volk ununterbrochen Milliarden und aber Milliarden Mark für entbehrliche Waren an das Ausland vergeudet; im vergangenen Jahre haben wir z. B. für über 12 Milliarden Mark Auslandswaren eingeführt, darunter natürlich zu einem guten Teil notwendige Rohstoffe und Lebensmittel, aber zu einem nicht geringern Teil überflüssige Waren.

In jeder Ware steckt einmal der Lohn für den ausländischen Arbeiter, der dem deutschen verlorengeht und ihn brotlos macht.

In jeder Auslandsware steckt weiterhin der Verdienst der ausländischen Firma, der für die deutsche Firma und somit für die deutsche Wirtschaft verlorengeht und Absatzstockungen hervorruft.

So klagen denn die offiziellen Berichte aus Industrie und Landwirtschaft in Deutschland über zunehmende Auslandskonkurrenz, die Rückgang des Konsums, Arbeiterentlassungen, Zusammenbrüche und alle die oben erörterten Folgen herbeiführt.

Mit andern Worten: Die Auslandsware ruiniert die deutschen Unternehmer und die deutschen Arbeitnehmer in gleicher Weise.

Wer unnötigerweise eine Auslandsware kauft, entzieht der deutschen Wirtschaft Geld und dem deutschen Arbeitnehmer Beschäftigung, und darf sich nicht wundern, wenn er selbst eines Tages vor dem Nichts steht.

Wer, der die furchtbare Not unsrer Wirtschaft und das entsetzliche Elend unsrer Arbeitslosen kennt, hat noch dazu den Mut, unnötigerweise Auslandswaren zu kaufen? „Nur wenn das deutsche Volk nach dem Vorbild anderer Völker deutsche Waren vor den ausländischen bevorzugt, darf es hoffen, wirtschaftlich und politisch wieder zu gesunden", hat der jüngst verstorbene Dr. Stresemann noch kurze Zeit vor seinem Tode gesagt. Wird das deutsche Volk auf die Stimme seines toten Führers hören?

Zusatz der Redaktion: Gedacht ist hier vor allem an die ausländischen Lebens- und Nahrungsmittel, wie Obst (z. B. kalifornische statt deutsche Aepfel), dann vor allem Butter, Eier, Käse, Konserven, Fische, Spirituosen, Schaumweine, Bier; aber auch Industrie-Produkte: Maschinen aller Art, Automobile (Ford usw.), sämtliche Textil-Erzeugnisse, wie englische Tuche, ausländische (französische) Parfümerien usw. Wer die genannten Auslandswaren bevorzugt, schädigt zweifellos die deutsche Wirtschaft aufs schwerste und ist mitschuldig an der oben erörterten deutschen Not. Anderseits müssen aber durch Agrar- und Bodenreform sowie auch durch entsprechende Vorkehrungen gegen „Amerikanisierung" der Wirtschaftszweige (man denke an Opel!) seitens der Regierung und der Volksvertretung die entsprechenden Grundlagen zur deutschen und europäischen Planwirtschaft geschaffen werden.

Nationalsozialistische Ausschreitungen

Am 6. April veranstaltete das Reichsbanner einen Werbetag in Fürstenfeldbruck. Das wurde Veranlassung für die Nationalsozialisten, ihre Sturmabteilungen aus München nach Fürstenfeldbruck zu dirigieren. Vor dem Orte wurde mit den sieben Lastautos haltgemacht. Man schickte Späher aus, die feststellten, daß außer den Jungkameraden auch eine große Anzahl von Altkameraden an der Werbekundgebung des Reichsbanners teilnahmen. Daraufhin warteten die Nationalsozialisten mit ihrem Einzug in den Ort, bis das Reichsbanner in drei Sälen zu Versammlungen zusammengetreten war. Dann zogen die Nationalsozialisten unter Führung des berüchtigten Fememörders Heines in Fürstenfeldbruck ein, entdeckten zwölf kleine Kinder mit schwarzrotgoldenen Fähnchen, stürzten sich mit Heilrufen auf den Feind und entführten mit Triumphgeheul die Kriegsbeute. Bevor die Kundgebungen des Reichsbanners beendet waren, verschwanden die Helden wieder aus der Stadt. Im benachbarten Emmering, dessen Reichsbanner in Fürstenfeldbruck weilte, kühlten sie ihr Mütchen an schutzlosen Frauen und Kindern, die tätlich angegriffen, beschimpft und bespuckt wurden. —